

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 17

Illustration: [s.n.]
Autor: Wessum, Jan van

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Tessa Daenzer

Und überhaupt

Ich bin seit geraumer Zeit Aussteigerin, eine buchstäbliche, eine, die auszog, ohne Auto zu leben, und die dabei das Fürchten lernte. Es handelt sich nämlich nicht nur um einen privaten Entschluss, sondern im Gegenteil um ein öffentliches Ärgernis und eine ungehörige Herausforderung unbescholtener Miteidgenossen. Ja, wenn ich, wie viele andere Leute, als vorprogrammierte Nicht-Automobilistin daherkäme, würde man mir vielleicht verzeihen. Aber einfach die schönen starken PS in der Garage einzuschliessen, wirkt komisch bis leicht verrückt.

Oder wie stufen Sie jemanden ein, der durchnässt, verschwitzt und völlig atemlos in letzter Minute in den Theatersessel sinkt, nur weil der Bus Verspätung hatte und die letzten 500 Meter Weges in gestrecktem Galopp, bei strömendem Regen, zu bewältigen waren? Diweil das Auto daheim behaglich am Trockenen stand? «Nicht ganz normal!» Eben. Meine Reihen-Nachbarin, die ich seit Jahren kenne, sagte es auch. Freundinnen sagen einem hoffentlich immer die Wahrheit, aus Liebe. Die Gute brachte mich dann übrigens mit ihrem Wagen heim, obschon dies einen grossen

Umweg bedeutete. Aber sie meinte, deswegen sterbe kein Millimeter Ästchen mehr oder weniger, und überhaupt.

Sie war aufgebracht, obschon ich schüchtern beteuert hatte, ich könne allein heimkehren und wolle in keiner Weise missionieren. Warum sich die Leute überhaupt nur so aufregen? Wenn mir zum Beispiel jemand aus unserem Quartier begegnet, wenn ich mit meinem prall gefüllten Einkaufswagen hügelauflauf ziehe, komme ich fast in ein Kreuzverhör. Ich muss jeweils schamvoll bekennen, dass weder ich noch unser Auto invalid sei, was schon ungnädig aufgenommen wird. Auch habe ich das blaue Billett keineswegs abgeben müssen, wie kürzlich jemand mit einem Hauch von Schadenfreude vermutete. Nein, aus Fitnessgründen allein tue ich es auch nicht, obschon ich auf diesem Gebiet wortreich ausharren und nicht genug rühmen kann. Die segensreiche Nebenwirkung meines verrückten Gebarens gefällt allen. Schlimm wird es nur, wenn sie von der persönlichen auf die umweltliche Gesundheit abschweifen und plötzlich misstrauisch fragen, ob ich es denn am Ende auf sie abgesehen habe. Wenn ich kleinlaut bejahe, werde ich von vielen belächelt. Das trage ich mit Fassung; Aussteiger wirken meistens komisch. Ratlos werde ich nur, wenn meine Interviewer anfangen, sich massiv zu entschuldigen, so, als hätte ich ihnen etwas zur Last gelegt. Sie fragen dann sehr ernst, ob ich meine, ihr Mini habe

– im Vergleich vielleicht zu einem Airbus – überhaupt eine schädliche Wirkung, winzig wie das Auspuffvolumen sei. Oder es gibt Leute, die vorwurfsvoll beteuern, sie hätten Rheuma, eine absurde Wohnlage, ein gewisses Alter, keine Zeit oder kein Geld für die SBB – und überhaupt.

Das letzte Wort gefällt mir in diesem Zusammenhang sehr, denn es ist ein wunderbarer, weil vielfach verwendbarer Ausdruck.

Es kommt übrigens aus dem Niederhochdeutschen. Im 17. Jahrhundert bedeutete es bei einem Kauf eine nicht nach Häuptern gezählte, also nur geschätzte Viehherde, und so passt es nicht schlecht in meinen kleinen privaten Kreuzzug. Es begegnet mir ja auf ihm so viel Ungefähreres und Unsicheres, wohl auch leicht Betrügerisches und nicht zuletzt Tierisches, das ich überhaupt nicht vorausgesehen habe!



Bach lebt!

Durch die superlative Propaganda fühlte ich mich sozusagen verpflichtet, den Bach-Abend einer russischen Pianistin anzuhören. Gutgelaunt begann ich das vielversprechende Programm zu geniessen. Im zweiten Teil wurde mir langsam übel, und während die d-Moll-Toccata über die Tasten donnerte, musste ich meinem Magen zureden: Die Musik klang wie ein Gag, war aber bitterernst gemeint. Das war mein persönlicher Eindruck, der Rest des Publikums schien hell begeistert.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Alptraum: Mit einigen Musikfreunden trat ich in der grossen Tonhalle auf! Zu Beginn: Bach. Vor spärlichem Publikum

setzte ich mich auf einen bereitgestellten Stuhl ganz vorne an der Rampe – und begann Handorgel zu spielen. Bei den tiefen Tönen japste mein Örgeli schrecklich nach Luft. Verzweifelt trat ich mit dem Fuss (als wär's ein Harmonium) – und siehe, es nützte halbwegs. Ich litt, schwitzte, zitterte und spielte grauenvoll weiter, während ein Kollege neben mir Publikumsfragen beantwortete. Am Schluss des Vortrages verliessen wir rasch das Podium, verirren uns im Treppenhaus, gelangen schliesslich in eine alte Waschküche mit vielen Zubern und einem schwarzen Klavier und flüchteten endlich durch ein kleines Fenster auf die nasse Strasse. Dort rechneten wir aus, was wir wohl dem enttäuschten Publikum an bezahlten Eintritten

hätten zurückerstatten müssen – und fanden es unsere Flucht wert.

Ich erwachte schockiert und begann bei heissem Kaffee, mein nächtliches Treiben aufzuschreiben.

Im Laufe des Tages hatte ich Gelegenheit, in einer Dorfkirche auf einer wunderschönen Orgel zu spielen. Ich widerstand der Versuchung nicht, die d-Moll-Toccata hervorzukramen, fixierte zuerst die heikelsten Stellen und liess dann «die Orgel brausen». Mir wurde wohl zumute. Ein Ausspruch eines berühmten Organisten kam mir in den Sinn: «Bach is not to kill». Wirklich: Er lebt weiter in seiner Musik, lobt den Grössten und tröstet uns Kleine – Summo Deo Gloria.

Lilo Schmidt

Angst vor langem Leiden

Es stand in der Zeitung: «Mitten in der Stadt Zürich lebt eine 84-jährige Frau allein in ihrer Wohnung. Sie ist mit fortschreitendem Alter schwierig geworden. Als sie nicht mehr aufstehen kann und die Speisen in der Küche zu faulen beginnen, verständigen die Nachbarn Polizei und Sanität. Aber die alte Frau wehrt sich mit Händen und Füssen: «Ich will nicht ins Spital. Geht wieder, ich habe euch nicht gerufen!» Die Helfer entfernen sich. Zwei Wochen später wird die Frau tot in ihrer Wohnung aufgefunden. – Es ist ein krasser Fall, aber kein Einzelfall, viele